

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Diogenes Taschenbuch 24327



Thomas Meyer
*Rechnung über
meine Dukaten*
Roman

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2014
im Salis Verlag, Zürich
Copyright © 2014 by
Salis Verlag AG, Zürich
Lizenzausgabe mit
freundlicher Genehmigung
Umschlaggestaltung von Kobi Benezri,
Hintergrund nach Motiven
von Vector Stock

Dieser Roman basiert auf historischen Personen,
Tatsachen und Begebenheiten, wie sie
der Autor in militärischen Bestandeslisten
und den weiteren Quellen gefunden hat,
die im Anhang aufgelistet sind.
Frei erfunden sind lediglich die verliebten
Riesen Gerlach und Betje.

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2015
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/15/8/1
ISBN 978 3 257 24327 7

Das erste Capitel

Worin der König heiter der Ankunft eines neuen Riesen entgegenblicket

Friedrich Wilhelm der Erste, siebenundzwanzig Jahre alt, König in Preußen und Markgraf von Brandenburg, Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches, saß im Potsdamer Stadtschlosse in seinem Bette und freute sich.

Für diesen Nachmittag war ein neuer Riese angekündigt; ein Sachse aus der Gegend um Wittenberg.

Wittenberg lag an und für sich nicht weit, überlegte der König; zwei, allerhöchstens drei Tagesreisen. Wie hatten seine Leute diesen Riesen so lange übersehen können? Bezahlte er sie denn nicht gut dafür, alle großgewachsenen Männer dieser Welt zu finden und zu ihm zu schaffen? Schließlich suchte er nicht nach Mäusen, die durch jede Ritze entwischen können – er suchte nach Riesen! Und das nicht erst seit gestern.

Bereits loderte die Wut in Friedrich Wilhelm auf und damit die Frage, an wem er sie auslassen sollte. Doch die Aussicht, schon bald einen neuen Giganten in Empfang nehmen zu dürfen, vertrieb die dunklen Gefühle gleich wieder und ließ in seinem kugelrunden Antlitze ein Lächeln aufglänzen.

Er schlug die Decke zurück, entstieg dem Bette, schritt zum mit eiskaltem Brunnenwasser gefüllten Waschtroge hinüber, entledigte sich seines Unterhemdes, benetzte Gesicht, Arme und Brust, entnahm einem emaillierten Seifenfässlein eine wohlriechende Kugel venetianischer Seife mit Lilienöl, Amber und Zibet und wusch sich damit gründlich.

Auf ein Handzeichen trat sein Leibdiener Eversmann, der in angemessenem Abstände gewartet hatte, hinzu und bot ihm ein Handtuch aus feinem, schneeweiß gebleichtem Leinen dar. Friedrich Wilhelm nahm es entgegen, trocknete sich ab und kleidete sich Stück für Stück in seine Officiersuniform. Den Rock ließ er weg; die Arbeit am Schreibtische, mit der er seinen Tag zu beginnen pflegte, erledigte er in Weste und Hemd, über dessen Ärmel er nun Schoner aus Leinwand streifte. Er hatte sie eigens erfunden, nachdem diverse mit Tinte befleckte Hemden hatten entsorgt werden müssen. Schließlich zog er sich, zum weiteren Schutze der Kleidung, einen weißen Schurz über.

Natürlich hätte sich Friedrich Wilhelm jeden Tag hundert neue Hemden leisten können – er war der König. Doch wohin eine solche Denkart führte, hatte sein Vater Friedrich der Erste eindrucksvoll dargelegt, indem er seinem Sohne Schulden in Höhe von zwanzig Millionen Reichsthalern hinterlassen; angehäuft durch den Unterhalt von vierundzwanzig Schlössern, in denen continuierlich Opern, Maskeraden, Ballette und Concertos stattfanden und eine Vielzahl von Knechten, Pagen, Lakaien und Kämmerern umhereilte – kurz: durch Repräsentation, wie sie zwar üblich, aber auch ruinös war. Deshalb hatte Friedrich Wil-

helm, kaum war er König geworden, die Schlösser bis auf deren sechs verkauft, sämtliches Silberzeug vermünzt und den Hofetat rücksichtslos zusammengestrichen. Er regierte, wie er stets gelebt hatte: ausgesprochen sparsam. Allerdings nicht aufgrund von Vernunft oder gar zugunsten des Volkes, sondern einzig dem Militair zuliebe, dem er sämtliche freiwerdenden Mittel zukommen ließ.

Ein munteres Liedchen pfeifend, begab sich der König über den knarrenden Parkettboden in sein Contor hinüber, aus dem, auch dafür hatte Eversmann gesorgt, der Coffee herüberduftete.

»Guten Morgen, Euer Königliche Majestät«, grüßte Ehrenreich Bogislaw von Creutz, Friedrich Wilhelms Geheimsecretair, bereit, die Tagesgeschäfte vorzutragen. Wobei es nach Ansicht des Königes heute nur ein Tagesgeschäft gab.

»Morgen, Creutz. Saget mal, wie groß ist eigentlich der Sachse, den Schmidt heute bringet?«

»Sehr groß, Euer Majestät«, antwortete Creutz, selbst ein großer Mann, was ihn bereits in die Dienste Friedrich Wilhelms geführt hatte, als dieser noch Cronprinz gewesen.

»Wie groß denn genau?«, fragte Friedrich Wilhelm aufgeregt und ergriff die Coffeetasche, um einen eiligen Schluck daraus zu nehmen. »Größer als der neue Venetier?«

Der Venetier Bernardo Petroni war enorm groß: sechs Fuß, sieben Zoll und einen Strich. Das war exact vermessen worden, immer wieder; oft auch mitten in der Nacht, weil der König plötzlich hochfuhr und Gewissheit haben wollte.

»Möglicherweise, Majestät«, antwortete Creutz, der die beachtlichen Körpermaße der Soldaten des *Rothen Leibbataillons Grenadier* ebenso im Kopfe trug wie die staat-

lichen Finanzen, »gemäß Schmidts letzten Informationen handelt es sich um einen annähernden Siebenfüßer.«

»Ein Siebenfüßer!«, riss Friedrich Wilhelm seine hellblauen Augen auf und machte einen Schritt rückwärts.

»Annähernd, Euer Majestät, annähernd sieben Fuß – gemäß Schmidt«, beschwichtigte Creutz.

»Annähernd sieben Fuß«, flüsterte Friedrich Wilhelm versunken, stellte die Tasse hin und trat zum Fenster, vor dem sich der einundzwanzigste April siebzehnhundertsechzehn nicht entscheiden mochte, ob er nun gewittrig werden wollte oder doch lieber heiter.

Creutz raschelte discret mit seinen Documenten, um die Unterhaltung voranzutreiben.

Friedrich Wilhelm wandte sich zu ihm um und fragte angstvoll: »Aber ... ist das auch gewiss? Annähernd *sieben rheinische Fuß*?«

»Bis itzo hat uns Schmidt nur einmal enttäuschet, und Euer Majestät sind bestimmt erinnerlich, was das für ihn bedeutet hatte«, antwortete Creutz.

Friedrich Wilhelm lächelte und nickte. Er war durchaus erinnerlich, wie sein Bambusrohrstock wieder und wieder auf den Hoflieferer Schmidt niedergefahren, nachdem klar geworden war, dass der Riese, den dieser mit seiner Bande gefangen, ganze fünf Zoll kleiner war als angekündet.

Hernach war an der Zuverlässigkeit von Schmidts Evaluationen nie mehr etwas zu beanstanden gewesen.

Das andere Capitel
Worin ein sächsischer Bauernjunge
unfreierdings nach Preußen reiset

Gerlach hatte von den Commandos gehört, die im Auftrage des preußischen Königes das benachbarte Ausland nach großgewachsenen Männern durchstreiften.

Auch hier, im eigentlich verbündeten Kurfürstentume Sachsen, waren angeblich schon Leute aus den Kutschen und den Kneipen geholt worden, und wenn Gerlach jeweils mit seinem Vater nach Wittenberg gefahren war, um das geerntete Korn zur Mühle zu bringen, hatten ihm die Leute lachend zugerufen: »Passe auf, so einen langen Kerl wie dich mag der Preußenkönig!«

Als aber aus dem großen Kinde ein echter Riese geworden, der im Sitzen manch Stehenden überragte, da hatten sie nicht mehr gelacht, sondern Gerlach angeschaut wie einen Sterbenskranken, mit dessen Ableben jederzeit zu rechnen ist.

Der Gutsbesitzer hingegen, dem Gerlachs Eltern als Grundholde verpflichtet waren, hatte eines Tages höhere Abgaben von ihnen gefordert, denn, so hatte er mit einem gutgelaunten Fingerzeig auf Gerlach gesprochen, wo einer mit der Kraft von zween arbeite, erwirtschaftete er auch doppelten Ertrag.

Gerlach war fünfzehn, sechzehn und siebzehn Jahre alt geworden und immer größer und breiter, und nichts war geschehen; niemand hatte ihn vom Felde gezerrt und keiner vom Wagen heruntergerissen, und seine Eltern, die noch drei Töchter hatten, alle als Mägde auf fremde Höfe gegangen, hatten sich schließlich gefragt, ob an den Geschichten überhaupt etwas dran sei, der preußische König sammle Riesen für seine Armee.

Doch nun, da Gerlach mit gefesselten Händen im Sattel eines gescheckten Holsteiners saß, unterwegs in nördlicher Richtung zum Höhenzuge Fläming, der die Grenze zwischen Sachsen und Preußen markierte, hegte er keine Zweifel mehr an Friedrich Wilhelms entsprechenden Anstrengungen. Und sollte er noch welche gehabt haben, so trieben sie ihm Schmidts Banditen, die ihn eine Stunde zuvor brutal beim Melken überfallen hatten, endgültig aus.

»Freu dich auf das Exercieren, Riese!«, rief einer der sieben Räuber. Er hatte eine auffallend hohe Stimme.

»Und auf das Gassenlaufen!«, höhnte ein anderer neben ihm, während er seine Feldflasche entstöpselte.

Weit vorn auf der Landstraße, dem einzigen Zeugnisse menschlichen Wirkens in einer von Wäldern, Hügeln, Wiesen, Hecken und Flüssen beherrschten Umgebung, näherte sich ein Reiter im lockeren Galoppe.

»Ein falsches Wort und es ergeht dir schlecht«, sagte Schmidt; ein schlanker Mann mit schwarzkrausen Haaren, in dessen trüben braunen Augen stets ein mokanter Ausdruck lag.

Er hatte Gerlach bereits darauf hingewiesen, dass ein Fluchtversuch zum Gebrauche der Cavalleriepistole führen würde, die er am Gürtel trug. Davon würde er natürlich absehen; der Riese war viel Geld wert. Aber die Drohung, erschossen zu werden, wirkte eigentlich bei jedem.

Der Reiter, ein älterer Mann mit wehendem Weißbarte, zog an ihnen vorbei, zwei Finger lässig zur Hutkrempe erhoben. Gerlach sah nicht auf.

»Brav«, lobte Schmidt, nachdem die Huftritte hinter ihnen verklungen.

»Ihr habet kein Recht, mich zu entführen«, sagte Gerlach wütend.

Es waren die ersten Worte, die er von sich gab, seitdem er sich in der Gewalt von Schmidt und seinen Briganten befand, abgesehen von den erschrockenen Flüchen, die seine Gefangennahme begleitet hatten.

»Das stimmt«, bestätigte Schmidt. »Aber wir tun es trotzdem.«

»Ihr seid Banditen!«, rief Gerlach und zerrte vergeblich an seiner Fessel herum. Er würde die kunstgerechten Knoten niemals aufbekommen, selbst wenn man es ihn versuchen ließe.

»Auch das ist richtig«, sagte Schmidt, »berufsmäßige sogar.«

Die Männer lachten.

»Grobiane, die sich nie waschen und für ein paar Thaler alles machen!«, fügte der mit der hohen Stimme vergnügt an.

»Ich werde euch Kerlen den Hals umdrehen!«, rief Gerlach.

Wieder lachten alle.

»Das hingegen ist falsch«, entgegnete Schmidt väterlich, indem er einen Kanten Brot aus seiner Tasche holte. »Vielleicht wirst du ab morgen eine Uniform tragen und dem Preußenkönige dienen.«

»Niemalen!«

»Doch, gewiss. So machen es alle, die wir zu ihm bringen. Und die anderen, nun ja ...«, sagte Schmidt und biss in sein Brot, »... die sind tot.«

»Ins Rad geflochten«, sagte der Räuber neben Gerlach obenhin.

»Noch vor dem Frühstück aufgehänget«, wandte sich der vor ihm um und spuckte abermals aus.

»Nun, mein Lieber«, sagte Schmidt mit vollem Munde, »ich weiß nicht, wie du es siehst ... aber auf mich machet deine Situation einen eher ausweglosen Eindruck.«

Gerlach musste ihm Recht geben.